



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necke, Moritz: Hermann Sudermanns Erzählungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die sittlichen Werte und deren eindrucksvolle Betonung für ein edles und vernünftiges Menschentum stellen auch Hegel in die Reihe der erlauchten Geister, von denen Goethe sagt:

Preiset die Würdigsten hoch! Wie herrlich leuchtende Sterne
Streute sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.



Hermann Sudermanns Erzählungen

Von Moritz Necker



Das erste folgenreiche Erlebnis jedes tiefer angelegten Menschen nach erwachtem Selbstbewußtsein ist der Konflikt mit der Konvention, der Gegensatz, in den die Innerlichkeit mit ihren Träumen und Idealen zu der sie umgebenden Gesellschaft gerät, die diesen Idealen nicht entspricht. Das erlebt jedes tiefere Gemüt, das gehört zu den Jugendkrankheiten des edleren, reicher angelegten Geistes, und davon haben unzähligemale Dichter, Philosophen und Biographen berichtet. Goethe tritt in die Litteratur mit Werthers Leiden ein: Werther ist kein Mann der Gesellschaft; Schiller will mit seinen Räubern das tintenfleckende Säkulum aus den Jugen treiben; der grüne Heinrich Gottfried Kellers gerät gar schon in der Schule in Konflikt mit dem Lehrer, der sich den wunderlichen Knaben nicht erklären kann; Byron ist wie Jean Jacques Rousseau sein ganzes Leben in diesem Gegensatz stecken geblieben; Hebbels Maria Magdalena hat dasselbe Thema des Widerspruches zwischen Natur und Übereinkunft; und Schopenhauer erklärt nicht mit Unrecht jeden Süngling geradezu für einen Flachkopf, wenn nicht für eine gemeine Natur, der diesen schicksalsvollen Konflikt mit der Gesellschaft, in die er hineinzuwachsen hat, nicht erleben muß. Denn die wirklichen Zustände der menschlichen Gemeinschaft stimmen mit den Forderungen eines naiven Ideals niemals überein. Sie sind vielmehr das Ergebnis von Zugeständnissen, Abfindungen mit ihm und überkommenen Zuständen, die teils geachtet, teils gefürchtet werden. Macht und Recht auf Macht sind nicht immer und überall in derselben Hand vereinigt. Der reiche Mann ist nicht immer der weise Mann oder auch nur der gute Mann. Unfre Eltern und Erzieher, zu denen wir in langen Kinderjahren verehrungsvoll emporsahen, sind nicht immer wirklich jene Ideale, die wir nach errungener Klarheit und erwachter Erkenntnis als die allein verehrungswürdigen anerkennen. Und so

geht es fort, vom engsten Kreise der Familie bis in die weitem und weitesten Kreise des gesamten Zustandes der Nation, des Jahrhunderts, der Menschheit.

Diese Erscheinung ist so normal und so alltäglich wie möglich. Das Geschlecht der Menschen hat seine eignen Gesetze, die ihm in Form von sittlichen Idealen bewußt werden. Das wirkliche Leben kann nicht immer diese Gesetze verwirklichen. Damit sie aber stets im Bewußtsein wach erhalten werden, ist es gut, daß die edle Jugend idealistisch ist. So lange die Welt steht, hat die Jugend gegen den jeweiligen Bestand der Gesellschaft gemurrt, bis auch sie alt wurde, mit oder ohne Verwirklichung ihrer Wünsche und Forderungen, und sich gegen die inzwischen herangewachsene neuere Jugend zu wehren hatte. Denn wahr zu leben, d. h. so in allen äußerlich sichtbaren Formen der Gemeinschaft zu leben, wie es den Forderungen des Gemütes entspricht, ist das tiefste und edelste Bedürfnis der Menschennatur.

Es kommt aber immer darauf an, daß die Kritik der Jugend berechtigt und wahrhaft schöpferisch sei, und ferner darauf, daß die Jugend nicht immer bloß Jugend bleibe, sich nicht immer mit der Verneinung dessen, was da ist, begnüge, sondern auch klar erkenne, was sie will, das Ideal wesentlich vor Augen habe. Dann allein ist diese Jugend etwas wert. Wenn nicht, so versinkt sie in trostlosen und unfruchtbaren Welterschmerz oder in dieselbe Philisterei, die sie eben bei ihrem Eintritt ins nationale Leben bekämpft. Zwei Geschlechter von denen, die uns zunächst liegen, haben ihre Ideale, jedes in seiner Art, verwirklichen können: das von 1750, die Zeitgenossen Goethes und Schillers, und das von etwa 1830, die Achtundvierziger. Das eine stellte das Ideal der deutschen Bildung und Humanität auf, das heute noch gilt; das andre das Ideal der deutschen Einheit, dessen Verwirklichung es erlebt hat. Beide zeichnen sich durch einen frischen, freudigen Charakter aus. Dazwischen stehen Geschlechter des Welterschmerzes, der Enttäuschung. Ob das Geschlecht, das nach den Achtundvierzigern gekommen ist, dem erstgenannten oder dem andern nachgeraten wird, ist noch gar nicht zu entscheiden. Viel Vertrauen auf die schöpferische Begabung dieser Jugend haben wir bisher noch nicht gewinnen können.

Auch Hermann Sudermanns Erzählungen*) wurzeln sämtlich in jenem ursprünglichen Erlebnis jedes begabteren Mannes, und daß man es ihnen lebhaft nachfühlt, ist kein geringes Zeichen seiner dichterischen Begabung. Dieser Mann — so empfindet man, nachdem man ihn kennen gelernt hat — macht keine Mode äußerlich mit, er schließt sich nicht einer vorhandenen litterarischen oder politischen Partei an, er folgt einem ursprünglichen Drange seiner Natur.

*) Frau Sorge. Roman. Dritte Auflage. — Der Katzensteg. Roman. Dritte Auflage. — Geschwister. Zwei Novellen. Zweite Auflage. — Im Zwicklicht. Zwanglose Geschichten. Fünfte Auflage. Sämtlich im Verlage von J. und P. Lehmann in Berlin, 1890.

Diese reine Empfindung hinterlassen seine Bücher ganz ohne Zweifel. Man sieht ihm das Ringen an, und vorläufig scheint er noch im Ringen mitten drin zu stecken. Daß er in diesem Kampfe gegen das, was er Konvention nennt, und was er haßt, weil es dem im Wege steht, was er Natur und göttliche Leidenschaft nennt, nicht immer im Rechte ist, daß er pessimistisch übertreibt, das ist eine jugendliche Schwäche. Und ferner ist es eine Schwäche, daß die angegriffenen Objekte von keinem Menschen, und wäre er noch so konservativ, verteidigt werden, und zwar ist es deshalb eine Schwäche, weil es der Originalität seiner Erscheinung wesentlich Eintrag thut. Der neue Mann, den man so gern in der Litteratur willkommen hieße, ist Sudermann noch lange nicht, er ist kein Entdecker auf dem Gebiete des menschlichen Herzens, er ist ein starkes Talent, das durch seine Darstellung zu „packen“ versteht, aber nicht immer zu befriedigen, nicht rein zu erfreuen vermag. Sudermann steht merklich unter dem Einflusse dessen, was er gelesen hat, von Shakespeare angefangen bis auf Ibsen und sein großes Gegenteil Gottfried Keller. Aber dadurch, daß er mit künstlerischem Sinne darauf ausgeht, nicht etwa stofflich zu wirken, Geschichten drauf los für den unersättlichen Rachen der Zeitschriften und Leihbibliotheken zu erzählen, sondern vielmehr menschliche Leidenschaften darzustellen, tiefe Charaktere in ihrem Wandel durch die Welt zu gestalten, im einzelnen Fall etwas allgemeineres, typisch giltiges von symbolischem Gehalt zu veranschaulichen, zu zeigen: so ist die Welt, so sind die Menschen beschaffen — mit diesem ohne Zweifel echt künstlerischen Streben stellt sich Sudermann selbst von vornherein auf eine höhere Stufe, und es thut dieser Anerkennung keinen Abbruch, wenn wir öfters gezwungen sind, zu bedauern, daß er gerade diese Fabel und keine andre dargestellt hat, daß wir öfters gestehen müssen: dies und das ist gar nicht nach unserm Geschmack. Denn nachdem wir sein Wollen erkannt haben, können wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich sein Geschmack im Laufe der Zeit läutern und Werke von wirklichem Werte schaffen werde.

Sudermanns bedeutendste Erzählung ist bis jetzt sein Roman Frau Sorge. Hier wird wieder einmal das Hamletthema aufgenommen: das Mißverhältnis zwischen einer sittlich bedeutenden Innerlichkeit und der sie umgebenden Kleinlichkeit und Gemeinheit. Du mußt im Leben nicht bloß Amboß, sondern auch Hammer sein. Jeder Mensch gilt im Leben nicht etwa so viel, als er wert ist, sondern nur so viel, als er sich Geltung verschafft. Sei hilfreich, sei uneigennützig, verzeihe deinen Feinden; wenn du dir nicht deine dir gebührende Würde selbst zu wahren verstehst, wenn es dir am Selbstvertrauen, an der Selbstachtung, am starken Bewußtsein deines Eigenwertes mangelt, so kann dir niemand helfen, so werden die andern dich auch nicht achten und würdigen. Denn die Menschen urteilen nach dem Schein, nicht nach der Wahrheit. Sie lassen sich von Maulhelden blenden und übersehen den Bescheidenen. Wohl besteht ein instinktives Einverständnis aller Guten unter einander, aber die

Guten sind in der Minderzahl und stehen abseits, den Plan füllt das Paß. Die Mehrzahl denkt immer nur an sich selbst und setzt diesen Egoismus bei jedermann voraus. Wer nicht egoistisch ist, den halten sie für einen Thoren, wenn nicht gar für einen Schwachkopf oder, was das schlimmste ist, für einen Feigling. Darum wird der persönliche Mut so hoch geschätzt, und stünde auch nichts andres dahinter als übermütige Rauflust. Das ist der Geist von „Frau Sorge.“ Wer die moderne Litteratur kennt, wird ihn als durchaus modern empfinden, aber sich nicht erinnern können, ihm irgendwo so verdichtet begegnet zu sein. Der erste, der diesen Gegensatz zwischen dem Wesen des beschaulichen und vorwiegend ethischen Charakters zu den thätigeren und minder ethischen Charakteren in aller bitteren Schärfe gefaßt hat, war Schopenhauer in seiner Genielehre; ein geistreicher Dilettant der Philosophie hat vor längerer Zeit den Begriff und Charakter des „Hypercephalen“ nach Schopenhauer aufgestellt, Emerich du Mont in seinem Buche über Schopenhauer und Darwin. Die von Hermann Türk und dann von Alfred v. Berger gegebenen Erklärungen von Shakespeares Hamlet bewegen sich ganz in derselben Richtung. Und gemeinsam ist allen diesen Auffassungen die Parteinahme für den wehrlosen Grübler gegen die übrige Welt. Das ist spezifisch modern.

Der Held von „Frau Sorge,“ Paul Meyhöfer, ist ein solcher Mann, dem es an der Gabe fehlt, sich die Würde, auf die er in reichstem Maße Anspruch erheben darf, zu verschaffen, und das ist sein trauriges Schicksal. Dieses Schicksal erzählt uns Sudermann mit einer solchen Folgerichtigkeit und Einsicht, daß wir kaum jemals aus der Täuschung kommen und an seinen Helden so fest glauben wie nur an irgend eine geschichtliche Persönlichkeit. Von der Geburt angefangen, sehen wir den Charakter sich bilden und befestigen, bis Paul zu der Erkenntnis dessen kommt, was ihm mangelt, und sich zu einer That aufrafft, die ihn, ironisch genug, unschuldig ins Zuchthaus bringt, was nur zu loben ist, denn so tief in sich selbst vergabene Naturen wie dieser Paul können nur durch Gewaltmittel kurirt werden.

Paul wird gerade zu der Zeit geboren, wo der Vater das „weiße Haus,“ ein schönes Schloß mit Landbesitz im fernen Ostpreußen, räumen muß, weil er seine Schulden nicht mehr bezahlen kann. Dieser Vater Meyhöfer ist der volle Gegensatz zu seinem Sohne. Der Alte strotzt von Selbstgefühl und Eitelkeit, er führt immer das große Wort, hat jeden Tag neue Ideen, Gold zu machen, erklärt jeden für einen Narren, der sich an seiner geplanten Aktiengesellschaft nicht beteiligen will, ist roh gegen seine Frau und seine Kinder, prügelt seine Knechte, tadelt alles und kann doch selbst in Wahrheit gar nichts als saufen und Lärm machen, seine Wirtschaft überläßt er Weib und Kind, die für ihn zu sorgen haben. Jeder Zug an der Charakteristik dieses Maulhelden ist wahr, die ganze Zeichnung vortrefflich. Unter diesem Vater wächst Paul, unter Sorgen getragen, unter Sorgen geboren, unter Sorgen auferzogen,

an der Seite der guten, aber ganz eingeschüchterten Mutter heran. Vor ihm sind schon zwei Söhne da, die in die Hauptstadt geschickt werden, um zu studiren; diese „pumpen“ nur, aber sie zahlen nicht. Nach Paul ist noch ein Zwillingsspaar von Schwestern da, die als die schönsten Mädchen der Gegend mit ihrer frischen Munterkeit und auch mit ihrem Leichtsinne gleichfalls in Kontrast zu ihm treten. Der Knabe Paul, der im Hause immer für dumm und unbrauchbar erklärt wird, weil der Alte nicht auch für ihn Geld zum Studiren hergeben will, hat schon in der Dorfschule nicht die Gabe, sich geltend zu machen, er läßt sich ungerächt hänseln, bestehlen, prügeln. Aber er lebt in der Stille doch ein reges Gedankenleben, ist keineswegs unbegabt, hat immer den Trieb, etwas zu thun, nur die Schüchternheit wird er nicht los, und sie bildet sich zu einer an Hypochondrie grenzenden Gewissenhaftigkeit aus. Diese treibt ihn an, sich nützlich zu machen, und darin bringt er es so weit im Laufe der Jahre, daß er der Mutter das Regiment abnimmt und in unermüdlicher Arbeit die Wirtschaft verbessert, Vater, Brüder und Schwestern durch seine Thätigkeit ernährt. Dennoch darf er sich selbst nie als den Erhalter des Hauses fühlen und benehmen. Er hat einmal den Vater und alle Welt daran gewöhnt, ihn für dumm zu halten, und dabei muß es bleiben.

Es kommt in jeder Familie vor, daß sich die Eltern und Geschwister am wenigsten kennen; mit dem Bilde des Kindes im Geiste behandeln sie den älter gewordenen Sohn noch so, wie er vor zehn Jahren war; seine innere Wandlung merken sie gar nicht. So wird auch Paul immer ins Dunkel geschoben, fast schämt man sich seiner. Denn wie er als Dorfschüler einsam blieb, so benimmt er sich auch nun in Gesellschaft als eine ungesellige Natur. Er kann nicht spielen, macht keine Witze, kann nicht tändeln, hat gar kein Organ für Weltlust, für Tanzen und Hofmachen. Dies zeigt sich in seinem Verkehr mit der Familie Douglas, die das „weiße Haus“ nach Abzug der Meyhöfers bezogen hat, und deren schöne Tochter Paul liebt. Aber auch in der Liebe ist er zaghaft, beinahe läßt er sich das Mädchen von einem Modegecken wegnehmen. Paul kann nicht um Liebe werben. Je älter er wird, umso zahlreicher werden die Pflichten, die er auf sich lasten fühlt. Er kennt überhaupt nur Pflichten, keine Rechte. Nur wenn er pfeift, stiehlt sich ein Sonnenstrahl von Vergnügen in sein Gemüt; zum Flötenspielern hat er keine Muße gefunden, so pfeift er sich eins aus musikalischem Triebe, wenn sein Herz voll ist.

Als die Zwillingsschwester herangewachsen sind, fühlt Paul an Stelle des verlotterten Vaters sich geradezu verpflichtet, ihnen eine ausreichende Mitgift zu erwerben, damit sie heiraten können. Da macht er die Entdeckung, daß sie sich mit den Brüdern Erdmann so weit eingelassen haben, daß sie von diesen um jeden Preis geheiratet werden müssen, wenn sie nicht in Schande geraten sollen. Kostbar ist es nun, wie sich der Hypochonder Paul bei diesem Zwange, eine That zu leisten, benimmt: wo er fordern soll, bittelt er. Die

Brüder selbst sagen ihm, daß er die Verführer seiner Schwestern eigentlich niederschießen müßte, wenn sie ihnen die Ehe verweigern. Das bringt Paul auf den Gedanken, die Erdmanns mit der Pistole zur Ehe zu zwingen. Er, der Friedfertige, geht also mit der Pistole umher und lauert wie ein Meuchelmörder auf die Verführer. Aber sie schlafen gerade, als er sie trifft, und Schlafende zu töten, erscheint ihm doch schändlich. Als die Erdmanns erwachen, verlegen sie sich im Angesichte der Pistole aufs Bitten. Und Feiglinge niederzuschießen, ekelt den Hamlet-Paul auch wieder an; schließlich nimmt er ihnen doch das feierliche Eheversprechen ab.

Doch genug. Es soll ja der Roman hier nicht nacherzählt werden, sondern nur der Charakter des Helden und der Geist des Dichters skizziert werden, und dafür genügt das Bisherige. Die Zeichnung Pauls ist jedenfalls dichterisch gelungen, wir werden ganz vertraut mit seinem schwermütigen und doch edeln Wesen. Wie die erwähnte Episode an die Szene Hamlets mit König Claudius am Betschemel erinnert, so ist die Erfindung der Zwillingsschwestern eine Nachahmung der Zwilling Brüder Weidelich in Gottfried Kellers „Martin Salander.“ Auch Anklänge an den „Grünen Heinrich“ sind in der Schilderung von Pauls Jugend zu finden. Das was? und wie? einer Nachahmung großer Meister ist bezeichnend für einen jungen Dichter. Ein anderer unsrer neuern Novellisten, Hans Hoffmann, stand auch lange Zeit unter dem Banne Gottfried Kellers; aber es war Kellers heitere Ironie, das graziose Lächeln der „Sieben Legenden,“ das auf Hoffmann überging. Sudermann hat nichts von dem sonnigen Humor Kellers, nur in der Satire hat er ihm nachgeföhlt und sie mit etwas Galle versetzt. Die Stimmung des Romans „Frau Sorge“ ist geradezu niederdrückend, das Lesen macht einem trotz der zweifellosen Kunst in Komposition und Vortrag keine Freude, dem Dichter fehlt der Humor, er ist zu grimmig gegen die Duzendware, die den armen Paul nicht begreift. Nur zum Schluß, wo er mit einem Nuck sich über seinen Helden stellt, indem er ihn selbst das Rätsel seines Charakters lösen läßt, atmet der Leser freier auf. Aber es wäre besser gewesen, wenn der Dichter von Anfang diese freiere Stellung festgehalten hätte; wir hätten den schweren Schleier der „Frau Sorge“ immerhin noch genügend auf uns lasten fühlen und uns doch die unentbehrliche ästhetische Freiheit im Genuß der Dichtung bewahrt.

Diese freiere ästhetische Haltung ist von Sudermann in dem andern Romane, Der Katzensteg, weit mehr angestrebt worden. Möglicherweise werden ihm hier Kellers „Leute von Seldwyla“ in der Charakteristik der Schrandener vorgeschwebt haben; aber zum Humor hat er sich auch hier nicht erhoben, wo er doch so nötig gewesen wäre.

Ist Paul Mehöhöfer eine einseitig und ausschließlich leidende Natur, so ist Boleslav von Schranden, der Held des wesentlich dramatisch empfundenen „Katzensteg,“ ein Mann der That, des trotzigsten Eigensinns, der sich nicht das

geringste Unrecht gefallen lassen will, beinahe ein Don Quixote des Eigenwillens. Dieser Sprung des Dichters von dem einen psychologischen Problem in sein gerades Gegenteil ist gewiß ein Zeugnis für das große künstlerische Streben Sudermanns. Nur schade, daß der Sprung nicht gelungen ist. Für Boleslav von Schranden werden wir nicht entfernt so erwärmt wie für Paul Meyhöfer, er bleibt uns im ganzen Buche nicht recht verständlich. Der Fehler liegt in der Exposition der Handlung. Dazu kommt noch die Neigung, die Geschlechtsliebe als Brunst, beinahe im Stile Sacher-Masochs zu schildern, was auch nicht nach unserm Geschmack ist.

Der „Ragensteg“ führt uns wieder in den fernen Nordosten Preußens, an die polnische Grenze und zurück in das Jahr 1814. Boleslav hat gerade so wie Paul einen schlechten Vater gehabt. Der alte Freiherr von Schranden war ein roher, rücksichtsloser Junker, der seine Leibeignen aufs Blut quälte, die Männer peitschte, die schönen Dorfmadchen verführte. Seine gute Frau brachte er früh ins Grab; seinen Sohn Boleslav schickte er als erwachsenen Knaben nach Berlin in die Schule. Zu allen seinen Untugenden trat noch ein unbegreiflicher Deutschenhaß, obwohl er selbst aus deutschem Geschlechte war. Im Kriege gegen die Franzosen ließ er sich mit polnischen Politikern ein, die Polen mit Hilfe Napoleons wiederherstellen zu können glaubten, und zwar ging er so weit, daß er Verrat an seinem Vaterlande übte. Über den sogenannten Ragensteg, der an seinem sonst schwer zugänglichen Schlosse vorbeiging, ließ Schranden die feindlichen Franzosen den Preußen in den Rücken führen, die in der That auch dabei fielen. Ein armes, schönes Mädchen Regine, das der Freiherr verführt hatte, diente ihm bei diesem Landesverrat als willenloses Werkzeug. Diese Verräterei nun brachte das Maß des Unwillens und Hasses, das Schranden ohnehin schon gegen sich aufgesammelt hatte, zum Überlaufen. Er wurde in Acht und Bann erklärt, schließlich sein Schloß angezündet, sodaß er alles bis auf seinen baren Geldbesitz verlor. In den Trümmern des Schlosses richtete er sich mit der armen Regine, die ebenso schön als gutmütig, ja eine weibliche Ausgabe von Paul Meyhöfer ist, so gut als möglich ein. Mit den Schrandenern aber lebte er auf dem Kriegsfuß, es wurde hin und her geschossen. Bei einem solchen Zusammenstoß starb er vom Schläge gerührt, und die sämtlichen Einwohner verweigerten seiner Leiche die Aufnahme in den Ortsfriedhof, der die freiherrliche Familiengruft enthielt, ja sie wollten ihm nicht einmal einen Sarg zimmern lassen.

Gerade zu diesem Streit kommt Boleslav nach langen Jahren der Abwesenheit wieder in die Heimat zurück. Er hat schon in der Ferne unter den Folgen des Verbrechens seines Vaters gelitten. Der Name Schranden verschloß ihm alle Thüren und alle Menschen. Dennoch trieb ihn seine Vaterlandsliebe zur Teilnahme an dem Feldzuge Blüchers gegen Napoleon; unter dem Namen Baumgart trat er in die Truppe der Freiwilligen und zeichnete sich

dermaßen aus, daß er sogar zum Leutnant Baumgart ernannt wurde. Nun ist er mit den entlassenen Landwehrmännern der Schrandener Nachbarschaft heimgekehrt. Seine Kameraden lieben ihn so sehr, daß sie ihm zu Ehren ein öffentliches Fest bereiten wollen. Da wird die Geschichte von der Weigerung der Schrandener, den Freiherrn begraben zu lassen, an seinem Tische erzählt, und furchtbar erschüttert springt der Leutnant auf und bekennt sich als den Sohn des Landesverrätters. Damit beginnt die Handlung des Romans.

Das unvorsichtige Bekenntnis Boleslavs ist in seinem unwillkürlichen Ausbruch sehr begreiflich und nimmt für ihn ein. Was aber Boleslav infolge des Ausrufs: „Er ist mein Vater!“ unternimmt, ist nicht bloß kühn und aussichtslos, donquixotisch, sondern leider auch nicht genügend motiviert. Denn wenn auch, wie wir wissen, Boleslav seinen Vater nie geliebt hat, wenn er auch mit seinem weichen, träumerischen Wesen und seiner Berliner Bildung die Noheit des alten Freiherrn verabscheut, wenn er auch mit seinem Blute seine dem Vater entgegengesetzte politische Gesinnung besiegelt hat, wenn er auch den Landesverrat des Vaters trotz aller Bemühungen nicht beschönigen kann, entschließt sich Boleslav doch dazu, nicht etwa bloß der väterlichen Leiche zur Unterkunft in der Familiengruft zu verhelfen, sondern in sinnloser Weise die Sünden des Vaters auf sich zu nehmen und in der Mitte derer, die ihn hassen, zu verharren. Er will allen Schrandenern zum Hohne das Schloß aus seinen Trümmern wieder auferstehen lassen und den Namen Freiherr von Schranden trotz all seiner Brandmarkung stolz weiter führen. Wie kommt plötzlich dieser wahnsinnige Troß in den edeln Boleslav? Das ist es, was man schlechtweg nicht begreift, der Dichter hat unterlassen, es uns zu erklären. Boleslavs Charakter ist uns bis zu diesem Entschlusse nichts weniger als trozig dargestellt worden, und die Erzählung beschäftigt sich nur mit den Folgen dieses trozigen Wollens. Weil wir es aber nicht begreifen, bleiben wir der ganzen Geschichte gegenüber kalt und sehen in Boleslav nur einen Narren, der er auch in Wahrheit ist, mag ihn Sudermann so pathetisch ernst nehmen, wie er will. Dem Dichter lag offenbar daran, zu zeigen, wie ein Mann, der etwas wirklich will, es auch durchsetzen kann. Den Dichter interessirte der Kontrast der Philister mit seinem Helden, wobei selbstverständlich diese Philister sämtlich übel wegkommen; sie sind entweder Schurken oder beschränkte Dickköpfe. Daß jedoch sein Held, der die Liebe zum Vaterlande als das höchste aller Güter preist, durch seinen unvernünftigen Troß in Widerspruch mit sich selber gerät, sieht Sudermann nicht ein. Man liebt aber sein Vaterland nicht, wenn man sich in Gegensatz zu dem ausgesprochenen Willen seiner Landesgenossen setzt. Der Landesverrat ist ja in Wahrheit ein so schmähtliches Verbrechen, daß der Name des Missethätters aus dem Gedächtnis der Menschen ausgestrichen zu werden verdient. Für Boleslav wäre es Pflicht, nicht bloß Vorteil gewesen, entweder den Namen Baumgart

beizubehalten an Stelle des Namens Schranden, oder sich von Schranden fernzuhalten. Es ist nur eine Kleinlichkeit und Beschränktheit von ihm, daß er den Schrandenern, die er aus der Nähe kennt und darum geringschätzt, seinen unvernünftigen Trotz entgegensetzt, und alle Idealisierung des Helden und alle noch so gelungene satirische Geißelung der Schrandener macht seine Sache um nichts besser. Am Schlusse des Buches verrät Sudermann selbst ein richtiges Urteil über seinen Helden (wie dies in allen seinen Erzählungen der Fall ist); aber dann wird es noch weniger begreiflich, wie er glauben konnte, uns für einen solchen ernsthaften Narren interessieren zu können. Aber es ist ganz die Manier Ibsens, eine starke Handlung darzustellen, die gar nicht so vom Dichter gemeint ist, wie sie erscheint, sondern die bloß als Exempel für seine Idee dienen soll, und wäre es auch ein übertriebenes oder unzutreffendes Exempel.

Nun kommt aber noch das andre Motiv hinzu, das uns den „Raxensteg“ noch unsympathischer macht. Es wird nämlich erzählt, daß Boleslav mit dem Schloß auch noch die Dienste des Mädchens übernimmt, das sein Vater verführt hat. Diese Regine, ein Liebling Sudermanns und vielleicht nicht zufällig nach der tragischen Dienstmagd Regine in Kellers „Sinngedicht“ genannt, dient dem einsam auf den Trümmern hausenden Boleslav mit fabelhafter Treue und Aufopferung. Ein Mensch von Fleisch und Blut ist aber dieser Held der Unvernunft doch auch, und so kann es nicht ausbleiben, daß er die schöne, junge und so hündisch treue Dienerin liebt; sie liebte ihn schon vor Jahren, als beide Kinder waren, sie die Leibeigene, er der Junker. Und nun denke man sich die verzwickte Lage Boleslavs: er liebt das Liebchen seines Vaters! Wie häßlich! Und Sudermann hat mit größtem Fleiße das Anwachsen dieser tollen Leidenschaft zwischen den zwei verlassenen Menschen geschildert, die in einem Zimmer wohnen müssen, da alle andern zerstört sind. Die Leidenschaft will ihre Befriedigung haben, Boleslav kämpft wochenlang gegen die Versuchung, er lebt in steter sinnlicher Aufregung, die er nicht befriedigen darf. Man kann sich denken, wie schwül und lüstern dem Leser dabei zu Mute werden muß, und man begreift — die dritte Auflage des „Raxensteg.“ Und diese häßliche Erfindung muß dem Dichter noch überdies dazu dienen, pathetische Betrachtungen über die Unvereinbarkeit von Natur und Konvention anzustellen, diese unglaubliche Regine muß dazu dienen, die Überlegenheit der nicht gebildeten aber leidenschaftlichen über den gebildeten aber falschen Frauen zu veranschaulichen! Ich glaube nicht, daß jemals eine zweifelhafte Wahrheit ungeschickter gelehrt worden sei, als in diesem Buche. So viel un-zweifelhaftes Talent sich in der Charakteristik der Nebenfiguren verrät, das Ganze bleibt doch eine unglücklich ausgedichtete Geschichte.

Seiner Vorliebe, den Konflikt zwischen Menschennatur und Menschenfagung, den Kampf sinnlicher Leidenschaft gegen die Macht des Gewissens darzustellen,

hat Sudermann namentlich in den zwei Novellen: „Die stille Mühle“ und „Der Wunsch,“ die unter dem Titel: Geschwister vereinigt erschienen sind, Befriedigung gewährt. In beiden schildert er das unbewußte Wachsen der Liebe bis zur sinnlichen Begierde, die nicht gestillt werden kann; beide Novellen haben tragischen Ausgang, der aber im „Wunsch“ eher peinlich als läuternd ist.

In der „Stillen Mühle“ liebt der Schwager seine schöne, junge Schwägerin, das wird so reichlich motiviert, daß nichts dagegen zu sagen ist. Freilich kann auch hier nicht die hypochondrische Lieblingsfigur Sudermanns fehlen, das ist Martin Felshammer. Martin ist seinem Vater nachgeraten, er ist jähzornig. In einem solchen Anfälle hat er als Knabe sein jüngeres Brüderchen so unglücklich mit einem Steine getroffen, daß es blöde wurde und starb. Diese unglückliche That ist aber von dauernder Wirkung auf Martin geblieben, er ist aus Neue Hypochonder geworden. An dem später gebornen Bruder Johannes, der sein lebensfreudiges Widerspiel ist, sucht er seine Jugendsünde durch hingebende Liebe gut zu machen. Nun heiratet Martin ein junges, schönes Mädchen, das seine Neigung für den schönern jüngern Bruder noch vor der Hochzeit verrät, und die Folge dieser unvorsichtigen Heirat ist natürlich, daß beide sich in einander verlieben. Auf das ihnen unbewußte Entstehen und Wachsen dieser Liebe ist der Nachdruck der Novelle gelegt. Wir sehen Schritt für Schritt, wie Johannes und Trude unter Lachen und Scherzen und Spielen in die Leidenschaft hineintanzten; die Sinnlichkeit flackert wie ein Irrlicht zwischen beiden auf, was sie lange nicht zu ahnen scheinen, wogegen sie sich jedoch als gutgeartete Menschen gewissenhaft wehren. Am Ende aber verzweifelt Johannes an seiner Kraft, zu entsagen, ergiebt sich dem Trunk und wird ein Lump. Das Unwahrscheinliche an der ganzen Geschichte ist aber Martins bis zum letzten Augenblick behauptete Blindheit, die doch durch seine Hypochondrie am allerwenigsten begründet ist, denn solche Menschen sind eher mißtrauisch.

Ohne Zweifel sind hier Anklänge an Gottfried Kellers Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ vorhanden. So kauft z. B. Johannes der Schwägerin Schuhe für den Tanz, wie Sali solche der Broni kauft, und auch hier hat der Liebende Gelegenheit, den Fuß der Geliebten in die Hand zu nehmen. Diese Anklänge mögen Ernst Wichert zu folgendem Urteil verleitet haben, das auf dem Umschlage der Bücher Sudermanns mitgeteilt wird: „Die Geschichte der stillen Mühle steht in meiner Schätzung dicht neben Gottfried Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe. Ich bin mir wohl bewußt, was ich damit zu ihrem Lobe sage. Es ist dieselbe Kraft der anschaulichen Schilderung in dichter Aufeinanderfolge von charakteristischen Momentbildern, dieselbe Energie im Forttreiben der Handlung, dieselbe unerbittliche Folgerichtigkeit in der Entwicklung der todbringenden Leidenschaft, dieselbe Realistik in der Darstellung bei echt dichterischer Tendenz.“

Wie jemand, der selber dichterisch thätig ist, ein solches Urteil niederschreiben konnte, ist mir unbegreiflich. Ich will mich durchaus nicht auf den Standpunkt der Vergötterung Kellers stellen, die jeden Vergleich anderer Dichter mit ihm als Lästerung abwehrt; auch will ich nicht, was am nächsten liegt, sagen, daß solche Vergleiche eines Verdenden mit einem allgemein verehrten Meister von vornherein den Widerspruch herausfordern. Es kann ja vorkommen, daß ein Genie gleich mit einem Löwensprung in die Litteratur tritt; als Keller seinen „Grünen Heinrich“ schrieb, war er auch ein junger Mann, und ein mutiger Wichert hätte ihm gute Dienste leisten können. Aber der Unterschied zwischen den Novellen Sudermanns und Kellers ist doch ein so himmelweiter, daß man nicht umhin kann, das Urteil Wicherts als das zu bezeichnen, was es ist, als den Ausdruck landsmannschaftlichen Wohlwollens; Sudermann ist wie Wichert ein Ostpreuße. Ich will gar nicht von dem sehr wichtigen Unterschiede der beiden Fabeln reden: bei Keller die natürliche und reine, berechnigte Leidenschaft zweier unverdorbenen Menschen, die die Liebe niemals vorher kennen gelernt haben; bei Sudermann die trübe Leidenschaft einer verheirateten Frau, die doch weiß, um was es sich handelt, mag sie übrigens noch so kindisch sein. Bronis Naivität ist echt, sie weiß nicht, daß sie mit dem Feuer spielt; die Einfalt Trudens ist leichtfertig, erkünstelt. Wie wahre Natur und ihr geschminktes Abbild auf dem Theater, so unterscheiden sich Broni und Trude. Wie im „Razensieg“ ist die Schilderung der Leidenschaft in der „Stillen Mühle“ bis an die Grenze des überhaupt erzählbaren geführt, sie ist von Lüsternheit nicht freizusprechen. Man vergleiche nur die Schuhzene bei Keller mit der bei Sudermann. Der tragische Untergang des Kellerschen Liebespaares ist poetisch der schönste Ausklang der Leidenschaft, die gar nichts zu sühnen hat, sondern einen nicht mehr zu überbietenden Höhepunkt erreicht hat und darum so abschließt; in solchem Zustande wünschen sich ja die Menschen wirklich in die Ewigkeit schlafend hinüberzugehen, weil jedes Erwachen aus dem Gipfel der Lust nur einen Rückschlag gegen die Lust bietet; sittlich genommen wird der Tod der Liebenden bei Keller gar nicht gefordert. Dagegen ist bei Sudermann eine gemeine, wenn auch raffiniert verhüllte Sünde zu sühnen, und überdies ist der Untergang der Brüder nur das Werk des Zufalles; von einer „todbringenden Leidenschaft“ ist bei Keller ganz und gar nicht die Rede; in der „Stillen Mühle“ bleibt Trude sogar am Leben. Und was nun vollends die Form anlangt — wenn man nur in einem der Sudermannschen Bücher ein Stück Prosa fände, das Kellers Sprache auch nur halbwegs ebenbürtig wäre! Ich erinnere mich an keine Stelle. Wenn man nur irgendwo ein Stück Poesie bei Sudermann fände, das sich mit Kellers Schilderung des Balles bei Mondenschein, oder des Ringens der herabgekommenen Väter in Gegenwart der Kinder, oder ihres Spazierganges und der Einkehr bei der fremden Wirtin vergleichen könnte! In Kellers Novelle ist alles schöne Natur, in der „Stillen Mühle“ alles „gemacht.“ Aber Wichert

behauptet, sie stünden im Werte „dicht“ bei einander, und das Urteil eines Dichters muß doch etwas wert sein. Nein, es ist gar nichts weiter wert, als — angemerkt zu werden.

Die zweite Novelle der „Geschwister“ trägt vollends den Charakter profaischer Lehrhaftigkeit mit glänzender Technik, wie er den Werken Ibsens anhaftet. Im „Wunsch“ vereinigt sich Sudermanns Freude an der Gestaltung der sinnlichen Leidenschaft mit seiner Teilnahme für hypochondrische Naturen; ja er erklärt hier den überspannten Kopf für den rechten sittlichen Mustermenschen. Er hat nämlich die Beobachtung gemacht, daß jeder Mensch ein oder das andre mal in die Lage kommt, eine „Gemeinheit“ zu begehen; so z. B. wenn er ein andres Wesen liebt und gern besitzen möchte, das schon an einen dritten Menschen gebunden ist; da kann der Wunsch in uns aufsteigen, daß dieser dritte Mensch vom Erdboden verschwinde, sterbe, damit wir ungehindert in den leidenschaftlich geliebten Besitz gelangen. Dieser Wunsch nun ist die Gemeinheit, über die zwar die meisten gesunden Naturen im Laufe der Zeit, die mit ihren neuen Eindrücken ältere Gefühle verdunkelt und in Vergessenheit bringt, leicht, innerliche Naturen aber, die neuen Eindrücken, weil sie sich mit sich selbst so viel beschäftigen, weniger zugänglich sind, z. B. hypochondrische Männer, hysterische Frauen, nicht so leicht hinweggekommen. Die letztern erklärt Sudermann in seinem sittlichen Rigorismus für die wahrhaft Sittlichen. Das ist der echte Ibsen, aber nicht die Gesinnung eines Dichters, der die menschliche Natur nach dem normalen Maße zeichnet und sich auf Seiten der Gesundheit stellt. Der Kampf jedes Menschen mit den bösen Gelüsten in ihm ist allerdings das ergiebigste Feld der Poesie, und sie hat sich bis jetzt nur um den Sieg des Guten oder um den Sieg des schlechten Prinzips in der Menschenbrust gekümmert. Sudermann ist es vorbehalten geblieben, weder das eine noch das andre zu verfolgen, sondern beim Wunsch noch vor der That stehen zu bleiben und die wahre Tragik in der Feigheit des Menschen zu erkennen, in der krankhaften Schwäche, die den Tod der Entsagung vorzieht. Übrigens hat er mit sehr viel Geschick das Exempel für seine Theorie aufgestellt.

Zwei Schwestern lieben denselben Mann, wie sie sich auch unter einander ehrlich lieben. Dieser Mann, Robert Hellinger, ist ein dem Helden der „Frau Sorge“ ähnlicher Mensch. Von den Schwestern ist die ältere so zart und schwach, daß sie zu dem großen, starken Robert weit weniger paßt, als die jüngere, kraftvolle. Trotzdem heiratet die unpassende den von beiden geliebten Robert und gerät im ersten Wochenbett schon an den Rand des Todes. Da wird sie gepflegt von der jüngern Schwester, und am Bett der Kranken steigt in der leidenschaftlichen Pflegerin der Wunsch auf: „O möchte sie sterben!“ Sudermann hat alles Mögliche gethan, unsre Sympathie für seine Heldin nicht zu verschonen, er hat sie mit allen möglichen Tugenden und glänzenden Eigenschaften ausgestattet. Sie ist ein normaler Mensch und wird nur in

der letzten Zeit infolge der Überanstrengung und Aufregung überreizt, um die Theorie des Dichters in Praxis umsetzen zu können. In diesem Zustande, wo sie sich auf dem gemeinen, aber sehr eindringlich begründeten und damit entschuldigenden Wunsche „O möchte sie sterben!“ ertappt, wird sie Hypochonder, verachtet sich selbst, und als Robert in der That einige Zeit nach dem Tode seiner Frau um die Schwester, die ihn liebt, anhält, bringt sie sich mit Morphium um. Anstatt zu entsagen, entschließt sie sich lieber, zu sterben. Das findet Sudermann schöner, folgerichtiger. Aber es ist doch nur die That einer Seelenkranken und darum ohne wahre Tragik.

In der Form ist diese Novelle sehr geschickt. Sie erzählt analytisch. Mit dem Selbstmorde des schönen Mädchens setzt sie spannungsvoll ein, und nun soll die Frage gelöst werden, die in der ganzen Familie, im ganzen Städtchen auf aller Lippen schwebt: „Warum ist sie gestorben?“ Das ist sehr effektiv. Auch sonst weist die Novelle viele Schönheiten auf: in der Charakteristik der Figuren, die wirklich überzeugend und schneidig ist, zumal in der Mutter Roberts, wie auch in der Schilderung der Liebe zwischen Robert und den zwei so ganz ungleichen Schwestern. Wir blicken in das tägliche Leben des mittlern deutschen Gutsbesitzers, wie der sich plagen muß, um von seinem bescheiden Grundbesitz eine große Familie zu ernähren, wie das Geldbedürfnis die Herzen verhärtet, gemein und kleinlich macht, wie die Menschen rohe Egoisten werden und es gar nicht einmal merken. Das alles ist vorzüglich gemacht, bis auf den Schluß, wo Sudermann in Ibsens Manier die Maske fallen läßt und zu dozieren beginnt.

Die Vereinigung von Lehre und Erzählung, wo jede Geschichte zum konkreten Beispiel für eine allgemeine Wahrheit oder Beobachtung dienen muß, hat Sudermann in den „zwanglosen Geschichten“: Im Zwieliicht aufs artigste und amüsanteste durchgeführt. Da zeigt er sich als den Mann von Geist und Weltkenntnis, der sich mit heiterer Ironie, die zuweilen in strengere Satire hinüberspielt, über die Fehler der Berliner Gesellschaft, zumal ihrer Frauen lustig machen kann. Ohne verlegend zu werden, ohne eigentliche Bitterkeit sagt er dieser Gesellschaft die Wahrheit, wie er sie als Dichter und Kenner der reinen Natur fühlt. Sämtliche Geschichten sind von einem feinen Rahmen umgeben, es sind pikante und fesselnde Plaudereien, die zugleich für den erfinderischen Geist Sudermanns sprechen.

Nach all dem Lobens- und Tadelnswerten, was wir ohne Voreingenommenheit über Sudermanns Erzählungen zu sagen hatten, erscheint er uns zwar nicht als eines jener dichterischen Talente, wofür ihn seine Umgebung gern ausgeben möchte, es steckt noch viel zu viel Prosa in seinen Erzählungen; aber er hat starken Sinn für eine effektvolle Form, er versteht sich aufs Packen, aufs Fesseln und aufs Erschüttern, und der geborne Dramatiker ist überall in seinen Werken erkennbar. Läutert er sich auch noch rein menschlich — er ist

ja noch jung, gerade dreiunddreißig Jahre alt, wenn Kürschners Kalender recht unterrichtet ist —, vermag er es zu einer gesunden Weltanschauung und zu einem sichern Geschmack zu bringen, überwindet er die Schwächen des Naturalismus und dessen ausgedistelte Ethik, so ist bei seiner ungewöhnlichen Gestaltungskraft zu hoffen, daß er als Dramatiker noch was Rechtes schaffen wird.



Römische Frühlingsbilder

Von Adolf Stern

3. Die Bäderreisenden



Robert Reinicks lustiges Lied mit dem vielgesungenen schönen Rundreim „Stalien, Stalien — was hast du für Kanailen!“ schildert das Herrlein, das im Land Stalia spazieren wollte und überall von dem Höllentier, dem tollen Floh, erschreckt und vertrieben wurde. Nachher, wie unser Männlein zu Hause im Kanapee sitzt und beim Thee von Mandolinental, Orangenwäldern, Volksgefang, Villa Albani und Vatikan spricht und sich am Entzücken seiner geneigten Hörer erfreut, sind die Unbilden der Italiensfahrt vergessen. Man muß sich leider gestehen, daß dieser vielbelachte Typus fast bis auf den letzten Rest verschwunden ist, und daß ein anderer an seine Stelle tritt, über den es schwerer ist zu lachen, weil er nicht den Humor, sondern die bitterste Satire herausfordert. Seit Jahren sind die Scharen der Deutschen, die nach Welschland und zumal nach Rom pilgern, gewaltig angeschwollen, in den Frühlingsmonaten steigt man in keinen Omnibus, der von der Porta del Popolo zum venezianischen Plage fährt, und geht nicht über das Forum Romanum, ohne Deutsch in allen Mundarten und Lauten der Heimat sprechen zu hören. Das wäre nun ganz erfreulich, wenn die große Mehrzahl unsrer Landsleute mit dem guten Willen käme, von Rom etwas zu haben, etwas davonzutragen, was ihrem Leben seither gefehlt hat. Um jedoch zu sehen und zu empfinden, daß immer nur eine Minderzahl ihrer Römerfahrt in diesem Sinne froh wird, braucht man noch lange nicht so streng zu denken, wie dies z. B. der geistvolle Viktor Hehn that, der die schärfste Beurteilung der Hochzeitsreisen und Vergnügungszüge nach Italien aussprach. Es ist keine Formel zu finden, die entscheidend feststellte, wer nach